

Akademie der
Toblacher Gespräche

Accademia dei
Colloqui di Dobbiaco



Friederike Habermann

Zero Growth Communities,
Zukunftsfähig leben und arbeiten

Zero Growth Communities, Zukunftsfähig leben und arbeiten

„Die frühen Flugversuche der Menschen bieten sich als Metapher an“, so Anderson Ray als CEO von Interface, der weltgrößten Firma für Teppichboden, in dem eben gesehenen Ausschnitt aus ´The Corporation´. „Ein Mann stürzt sich mit seinem Flugzeug von einem hohen Felsen. Er bewegt die Flügel des Flugzeugs, der Wind pfeift in sein Gesicht und der Narr glaubt, er fliegt. Dabei ist er im freien Fall. Er weiß es nur noch nicht, weil der Boden so weit weg ist. Aber natürlich wird das Flugzeug abstürzen. Genau wie unsere Zivilisation.“

In diesem Sinne bezeichnet der Sozialpsychologe Harald Welzer angesichts der Tatsache, wie sehr vor dem Ausmaß der anstehenden weltweiten gesellschaftlichen Katastrophen die Augen verschlossen werden, die sogenannte ´Realpolitik´ als ´Illusionspolitik´. Insofern sei nur scheinbar utopische Politik realistisch. Zudem gibt er eine Antwort auf die häufig gehörte Frage, wie denn eine soziale und ökologische Radikalerneuerung auf demokratischem Weg erfolgen könne – sie lautet, eine Veränderung ´kultureller Praktiken´ als politisch zu verstehen.

Ähnlich verorten nicht zuletzt Feministinnen seit Jahrzehnten Ansatzpunkte für eine andere Wirtschaftsweise in den ´dissidenten Praktiken´ (Carola Möller) des Alltags. Dies bedeutet nicht, dass andere Räume des Politischen bedeutungslos wären, doch bildet die Veränderung unserer täglichen Praktiken in einer Form, die eben auch den Rahmen dieser Praktiken zu verändern vermag, eine wesentliche Grundlage.

Welche Bedeutung besitzen also Ansätze solidarischen Wirtschaftens für eine Postwachstumsgesellschaft? Und, allerdings: Ist Solidarisches Wirtschaften nicht verbunden mit engen Gemeinschaften, in denen alle das Klo aus Liebe putzen müssen und den Rest ihrer Arbeitszeit dem gesellschaftlichen Produktionsniveau um Jahrhunderte hinterherhinken?

Zum einen sind Projekte des solidarischen Wirtschaftens konkrete Versuche, ökonomisches Handeln ohne Fixierung auf Kapitalüberschuss und Wachstum zu denken und zu gestalten. Insofern sind solche praktischen Ansätze Versuchsfelder für eine Ökonomie jenseits des Wachstums. Zum anderen stellen sie aber auch notwendige

Ausgangspunkte dar: Denn über eine Postwachstumsgesellschaft nachdenken reicht nicht. Es kommt auf die Erfahrungen an, die darin gemacht werden – und die uns als Menschen verändern. So sagte mir beispielsweise Petra, Ärztin und Finanzkoop-Mitglied (das heißt sie teilt ihr Einkommen mit anderen, darunter auch Erwerbslosen):

„Ich finde schon, dass so eine solidarische Kleinökonomie auch Außenwirkung hat, und sei es, dass Leute ins Nachdenken kommen – die Leute sollen das einfach mal machen! Die Ängste sind ja zum Teil die gleichen wie bei denen, die Angst haben, in einer WG zu leben, weil dann ständig der Käse weg ist. Und so viel anders ist das nicht.“

Es ist keine Überraschung, dass beim Vergleich mit anderen Studierenden jene der Wirtschaftswissenschaften die ersten sind, die in Kooperationsspielen die unkooperative Strategien beginnen: Der homo oeconomicus, als „der ausschließlich von wirtschaftlichen Zweckmäßigkeitserwägungen geleitete Mensch“ (Fremdwörterbuch des Dudens) ist das, was sie tagtäglich lernen. An dem größten derartigen Experiment aber nehmen wir alle teil: Es ist die moderne Geldwirtschaft, und auch ihr liegt das Menschenbild des homo oeconomicus zugrunde. Entsprechend erstaunt auch nicht dessen zweite Definition des Dudens: „gelegentlich Bezeichnung des heutigen Menschen schlechthin“ – denn, siehe oben, die Reduktion des Lebens auf Verwertbarkeit, Egoismus und Konkurrenz ist das, was wir alle tagtäglich lernen.

Erkenntnisse der Epigenetik zeigen, dass unsere Biologie, einschließlich unserer Gene, gar nicht gedacht werden kann ohne jeweilige Umwelteinflüsse. Niemand ist zu trennen von der Umgebung, in der er oder sie aufwächst. „Die Gesellschaft formt uns maßgeblich“, so Robert Maurice Sapolsky, Professor für Neurologie an der Stanford University.

Was dies für eine Suche nach einer glücklicheren Gesellschaft bedeutet, ist offensichtlich.

Jedes Mal, wenn behauptet wird, es könne keine bessere Gesellschaft geben und kein weniger auf Selbstsucht beruhendes Wirtschaftsmodell, denn ´die Menschen seien nun mal so´, können wir, in den Worten des Philosophen Richard David Precht, entgegen: „Wir werden nicht als Egoisten geboren, wir werden dazu gemacht“.

Tausch, Wettbewerb und Sich-Durchsetzen-Müssen haben uns geformt; wir brauchen neue Erfahrungen, in denen wir uns verändern und so neue Erkenntnisse erlangen können. Dafür versuchen Menschen, in dem, was ich 'Halbinseln gegen den Strom' nenne, neuen Erfahrungen Raum zu geben. 'Halbinseln' sind also 'Räume' – seien es geographische (wie Kommunen) oder soziale (wie Netzwerke) – in denen Menschen miteinander versuchen, etwas Besseres zu leben. Räume, in denen Menschen sich ein Stück weit eine andere Wirklichkeit erschaffen und ausprobieren, wohin es gehen könnte. Räume, die es Menschen durch die darin gelebten anderen Selbstverständlichkeiten erlauben, sich anders zu entwickeln, als dies außerhalb solcher Halbinseln möglich ist.

Unterschiedliche Gesellschaften – individualistische und kollektivistische –, so wieder

Sapolsky, brächten ganz unterschiedliche Menschen mit unterschiedlichen Denkweisen hervor. Und er warnt: In einer Welt, in der es um Aufstieg gehe, in der Menschen sich als unterschiedliche Schichten definierten wie im heutigen Kapitalismus, hätten sie nur wenige ebenbürtige Menschen, mit denen sie reziproke, ebenbürtige Beziehungen verbinde. Dies aber führe zu weniger Altruismus.

Der englische Ausdruck für 'ebenbürtige Menschen', welchen Sapolsky benutzt, heißt 'peers'. 'Commons-based peer production' nennt der Harvard-Professor Yochai Benkler die Art und Weise, wie freie Software entsteht – ein Phänomen, das die auf den homo oeconomicus gestützte Theorie nicht zu erklären imstande ist. Erst im Nachklang meines Buches Halbinseln gegen den Strom. Anders leben und wirtschaften (2009) über Ansätze alternativen Wirtschaftens im deutschsprachigen Gebiet wurde mir deutlich, dass dies im Grunde ebenfalls die Prinzipien sind, welche sich aus den jüngeren Initiativen herauslesen lassen.

Denn waren in den 1970er Jahren Landkommunen typisch für die alternative Wirtschaftsweise, in den 1980ern der kollektive Betrieb eine Art Prototyp und hatten in den 1990er Jahren Tauschringe Hochkonjunktur, so sind bei den innerhalb der letzten Dekade entstandenen Ansätzen häufig Prinzipien zu erkennen, welche sich ebenfalls mit dem Begriff der commons-based peer production charakterisieren lassen.

Etwas weniger umständlich spreche ich hierfür von Ecommony, doch der Gedanke von Sapolsky macht mich nachdenklich, ob das 'peer' nicht zu wichtig ist, um es auszulassen.

Denn aus diesen Grundsätzen ergibt sich, und das ist der entscheidende Punkt, 'strukturelle Gemeinschaftlichkeit', welche Kooperation statt Konkurrenz fördert, und Menschen andere Entfaltungsmöglichkeiten eröffnet.

Wir sahen im Film die Einzäunung der mittelalterlichen Allmende über die Privatisierung von Gewässern und Luftkorridoren bis hin zum Geburtstagslied 'Happy Birthday' – tatsächlich sind Kindergärten heutzutage beim Singen zahlreicher Weihnachtslieder verpflichtet, hierfür Gebühren zu entrichten. Entsprechend ist bei der Ecommony die Idee zentral, Ressourcen so offen wie möglich allen zur Verfügung zu stellen. In diesem Sinne lautet das erste Prinzip 'Besitz statt Eigentum': Nicht abstraktes Eigentum zählt, sondern wer welche Dinge tatsächlich braucht und gebraucht. Beispielsweise kann nach diesem Prinzip niemandem eine Wohnung gehören, ohne dass die Person selbst darin wohnt. 'Besitz statt Eigentum' kann sich aber auch auf Werkzeuge, Bücher, Transportmittel oder Infrastruktur beziehen – und letztlich auf alles. Umsonstläden sind so als Orte zu verstehen, an denen die Dinge nicht von Privateigentum in Privateigentum übergehen, sondern wo sie abgegeben werden, weil sie aus dem Besitz jener gefallen sind, die sie nicht mehr benutzen.

Dies geht über in das zweite Prinzip: 'Teile, was du kannst'. Neben Dingen können dies auch Fähigkeiten oder Dienstleistungen sein sowie jede Form von produktiver Tätigkeit – und geht wiederum gleich über in das dritte Prinzip: 'Beitragen statt Tauschen'. Statt die eigenen Fähigkeiten in Quantitäten ummünzen zu müssen, wie dies selbst in einem herkömmlichen Tauschring der Fall ist, wird aus einem Bedürfnis heraus aktiv miteinander gehandelt. Beispiele sind neben der hierfür besonders berühmt gewordenen freien Software Nutzungsgemeinschaften, in denen wie in Tauschringen Dienstleistungen erbracht werden, aber ohne Verrechnung; die Nichtkommerzielle Landwirtschaft und nichtkommerzielle Produktion überhaupt; oder Initiativen, die skill sharing betreiben, das heißt Bildung und Wissen miteinander teilen.

Das, was das Tauschen vom Beitragen per definition unterscheidet, ergibt auch schon das letzte Prinzip: Freiwilligkeit. „Wie aber kann eine komplexe Gesellschaft entlang des

Prinzips des bedingungslosen Gebens funktionieren?“, fragt Veronika Bennholdt-Thomsen, und fügt hinzu: „Sicher ist, dass Gesellschaft jahrtausendlang nach diesem Prinzip funktioniert hat“.

Allerdings: Wie eine davon inspirierte zukünftige Gesellschaft im Detail aussehen kann,

können wir in unserem heutigen Sein gar nicht wissen. Wenn wir verstanden haben, dass es uns Menschen nur verwoben mit unserer Umwelt gibt, verstehen wir auch, dass neue Denk- und Handlungshorizonte nur im Zusammenspiel mit veränderter Umwelt, und das heißt auch verändertem ökonomischem Alltag, entstehen. Hierfür sind ´Halbinseln´ notwendig, welche mögliche Aspekte der Postwachstumsgesellschaft schon heute leben.

Es ist nicht nur realistisch, was im Augenblick durchführbar erscheint:

Die Welt formt uns, und wir formen die Welt.